

# Oceania

## 1:Seifenblase

*'Es kann nichts Schöneres geben als die Tiefe des Meeres und das Leben darin.'*

Das waren die ersten Worte meiner großen Schwester zu mir, und ich sagte sie seitdem fast täglich in meinen Gedanken auf, wenn ich aus dem Fenster sah und die sanften Wellen beobachtete, die sich am Hafen brachen. Mein Herz wollte dort unten sein, weit weg von hier, direkt am Wasser, um es in meinen Fingern zu spüren und auf meinen Lippen zu schmecken. Das, was sie das Element des Lebens nannten. Für mich war es mein Leben, doch an diesem Ort hier, durch die staubige Glasscheibe, wirkte der Ozean kränklich und schwach. Das Blau, das durch die verstreuten Moleküle des Sonnenlichtes meine Augen erreichte, konnte mich nicht so recht überzeugen, kein tristes Grau zu sein. Das Meer erschien uns blau, weil blaues Sonnenlicht vom Wasser weniger stark absorbiert wurde als Rotes, sich dafür aber effektiver verteilte. Auch das wusste ich von meiner Schwester. Aber heute dachte ich nicht an die Biologie, heut war mir schwer zumute. So wie es immer war, wenn ich mich nicht am Wasser oder Zuhause befand.

Was wussten wir wirklich über den Ozean? Die Sonne färbte ihn blau, er bedeckte etwa 70 % unserer Welt, war salzig und tief, sehr tief. Die meisten Lebewesen hatten darin ihren Ursprung und ihr Zuhause. Wir bereisten ihn mit Schiffen, und mittlerweile sogar mit U-Booten. Da unten war es nicht mehr hell, oder schön, oder blau. Da war es schwarz. Aber wo war da unten? Und besser noch, was war da unten? Wir wussten es nicht. Die Menschen hielten sich für die Tollsten und freuten sich noch immer darüber, dass sie, vielleicht, irgendwann mal eine kleine Metallbüchse mit ein paar Männern darin auf einen runden Stein geschossen hatten, der sie umkreiste. Sie behandelten alle anderen Lebewesen außer ihnen auf dem Planeten als unterlegen. Und sich selbst behandelten sie auch nicht gut. Aber sie hatten das Sagen. Und sie sagten, dass Fischinnereien eine Delikatesse wären. Das war der Lauf der Welt - Fresse und Herrsche. Aber nicht alle Menschen waren so, das würde ich nie vergessen. Manche von ihnen mochten es, zu forschen. Weil sie immer mehr Wissen suchten. Über sich, über die Erde und das All. Aber auch über den Ozean. Denn so ungerne sie es zugaben, wenn sie darüber sprachen - sie wussten wirklich gar nichts über den Ozean. Nein, das war nicht ganz richtig. Meine große Schwester wusste Vieles, was man eben so wissen konnte.

Sollte ich es dir verraten, Whales, treues Tagebuch? Zehn Prozent. So viel hatten die Menschen vom Meer bereits erforscht. Die restlichen neunzig Prozent... waren ihnen ein Rätsel. Es war ironisch, wenn man bedachte, dass die Rückseite des Mondes, der besagte Stein, besser erforscht war als das Wasser, das den Großteil ihres Planeten bedeckte. Sie wussten weder, was da unten lebte, noch hatten sie eine Ahnung, wo genau *'da unten'* eigentlich sein sollte. Sie tappten buchstäblich noch immer im Dunkeln, was den Ozean anging, und das war eines von Vielem, das mich an ihm faszinierte. Dem Ozean galt meine Liebe. Er war ein höheres Lebewesen, als die Menschen es je sein konnten, mit den vermutlich vielen Millionen Tieren, die er beherbergte, und der Macht, mit der er die Erde beherrschte. Und war es nicht ein wahnsinniger Gedanke, dass sie ihr Leben lang auf riesigen Landmassen zubrachten, die eigentlich nur Inseln im großen, weiten Meer waren? Sind wir dann nicht auch irgendwie... Meeresbewohner? Entschuldige meine komischen Gedanken, wenn ich über den Ozean nachdenke, werden sie schnulzig und unberechenbar, aber auch aufregend und passend für eine angehende Meeresforscherin, finde ich. Wie ein Seifenblase, die wir erschaffen, um sie für einige wenige Momente ihre Schönheit zu bewundern, ehe sie unwiederbringlich-

“Hiroshima! Echsenauge! **Hey, Brillenschlange!!**” Edda riss mich unsanft aus meinem Tagebucheintrag, sie stand vor meinem Tisch und schnippte mit den Fingern. Ihre blonden Haare waren wie immer *perfekt* gestylt, und ihr Gesicht schien so überladen mit Schminke, dass der Sicherheitsmann am Tor sie eigentlich hätte abfangen und befragen müssen, was sie als alte Schnalle in einer Mittelschule zu suchen hatte.

Der Gedanke amüsierte mich, und weil sich das wohl auch auf meinem Gesicht zeigte, sah Edda mich noch böser an, die nachgezogenen Augenbrauen verengt und die kirschroten Lippen eklig verzogen.

“Was grinst du denn so blöd, Hiroshima? Ich rede mit dir. Du hast Tafeldienst, heb deinen Hintern und mach los, ich kann sonst nicht gehen!”

Ich sah mich von meinem Fensterplatz aus im Klassenzimmer der 7c um. Offensichtlich war eine weitere Klassenleiterstunde in der mich sowohl meine Lehrerin als auch meine Mitschüler komplett ignorierten vorübergegangen, die anderen packten ihre Sachen oder waren schon weg, nur Frau Klassensprecherin und ihre drei Minions waren noch da, um sich vor mir aufzuspielen. Ich wich Eddas Blick aus, stand von meinem Tisch auf und ging zur Tafel, ohne ihr zu antworten.

“Na das ist ja mal wieder typisch”, beschwerte sie sich lautstark, “um mit dir zu kommunizieren müsste ich blubbern. Tut mir leid, habe ich vergessen.”

Die anderen drei Mädchen lachten ihr falsches, schlecht gespieltes Gackern, und Hilda, die größte und dümmste von ihnen, ließ es sich nicht nehmen, noch einen lustigen Spruch drauf zu setzen.

“Oder wir versuchen in ihrer Sprache zu kommunizieren? Was war es, Chinesisch? Ching Chong Ping Pong Xi Xu Xa - ha ha!”

Noch mehr Gelächter folgte diesem Kleinod an Völkerfreundschaft. Gemein wie immer... aber ich ließ mich nicht drauf ein. Ich wusch unsere Tafel sorgfältig ab, ignorierte die Backstreet-Girls und war zufrieden damit, meine Augen zu verdrehen. Die waren kläffende Hunde, denen man keine Aufmerksamkeit geben durfte. Edda war nur ein ganz, ganz trauriges Mädchen. Als sie meine Strategie bemerkten, schnalzte Edda mit der Zunge und trat mit ihren hohen, teuren Absätzen auf.

“Kommt Mädels, dieses Echsenaugen versteht uns doch eh nur, wenn es ihr gerade in den Kram passt. Abflug!”

Überdramatisch verließen Edda und ihre Gang das Klassenzimmer. Das Klackerkonzert, das man in ihrer Nähe hören konnte und musste, klang nach dem Schlagzeugcover eines norwegischen Hiphop-Songs. Ich war allein im Raum, atmete durch und beendete meine Arbeit. So war es mir am liebsten: Allein mit meinen Gedanken, weit weg von meinen widerlichen Mitschülern und ignoranten Lehrern. Schlurfend begab ich mich zurück zu meinem Tisch, setzte meine marineblaue Wollmütze auf und zog noch meine Sommerjacke drüber. Den Tagebucheintrag könnte ich dann in aller Ruhe zu Hause beenden... vielleicht sogar Curry dazu überreden, ihr wahnwitziges Fachwissen beizusteuern. Leichte Freude keimte in meiner Brust auf.

Mit gepackter Hängetasche verließ ich erst Raum und dann Gebäude der Christian-Andersen-Gesamtschule Skabórg, die mitten in der ländlichen Hafenstadt stand. Dabei sah ich, wie ich es meistens tat, genau so wenig den anderen Menschen in die Augen wie sie mir. Das war unser stilles Abkommen, das wir irgendwann miteinander getroffen hatten - wir ignorierten einander, kamen uns nicht in die Quere, existierten füreinander nicht, dann ließen sie mich in Ruhe. Meistens. Nur Edda hatte das leider nicht so ganz verstanden.

Als ich durch die Seitenstraßen nahe des Hafens nach Hause trottete, überkam es mich, mein Tagebuch doch wieder herauszuholen und meine Gedanken aufzuschreiben.

Da war ich also wieder. Der Nachhauseweg wäre auch heute nicht sonderlich spannend, das Meer war ruhig. Wunderschön, doch ruhig. Alles in Skabórg war ruhig. Außer den Menschen, leider. Diese verschlafene, kleine Hafenstadt im Norden Norwegens war der perfekte Ort, um nicht von der Welt bemerkt zu werden, während man sie als Mutantin bewohnte. Ganz recht Whales, ich glaubte ich konnte behaupten, mich mittlerweile sehr gut mit diesem Leben engagiert zu haben. Es sagte mir mehr zu als Tokio, auch wenn ich das vor zwei Jahren vielleicht noch

anders gesehen hatte... da war es vom Regen in die Taufe. Aber vielleicht war es auch nur die beruhigende Anziehungskraft des Meeres, die mich weich gekocht hatte. Und Curry.

Keine zehn Minuten später war ich bei unserem zweistöckigen, weißen Haus angekommen, das von den Nachbarn untertänig als Villa bezeichnet wurde. Für mich war es nur ein großes, übermodernes Stück Metall, aber die geschwungenen Formen und die Bodenfenster im ersten Stock mochte ich ganz gern. Durch diese konnte ich Curry auf dem Sofa des Wohnzimmers im Schneidersitz an ihrem Laptop hocken sehen, obwohl ich gerade erst im Garten war. Sie biss wieder auf ihren Lippen herum, bemerkte mich aber dann doch und warf mir grinsend einen Kuss zu. Ich konnte nicht anders als zu lächeln, sah aber schnell weg ehe sie einen Knutscher zurück erwartete. Die Schuhe unserer Eltern standen nicht im Eingangsbereich, entweder arbeiteten sie beide wieder länger oder waren zusammen Essen. Das fand ich gut, dann hatte ich etwas Zeit mit meiner Schwester allein. Ich zog meine Sneakers aus, ließ meine Hängetasche einfach in den Flur fallen und sprintete auf die Wendeltreppe zu, um ins Wohnzimmer hochzujagen. Unser ganzes Haus war sehr offen gebaut, abgesehen von den privaten Räumen gab es kaum eine geschlossene Raumteilung. Kam man in den ersten Stock, stand man sofort im großzügigen, weißen Wohnzimmer mit Glasfassade zur Front des Hauses hin, wenige Meter weiter rechts in der Ecke war unsere Küche, die Platz genug für ein ganzes Fernseh-Kochteam bieten würde. Curry sah nicht von ihrem Laptop auf, als sie mir mit der rechten Hand zuwinkte.

“Hvordan står det til, Nomi?”

“Det står bra til...” antwortete ich erschöpft, und ließ mich auf das weiße Sofa neben Curry fallen, so dass ich an ihrem Rücken vorbei auf den Laptop schauen konnte. Normalerweise sprachen wir in der Familie Englisch, aber Curry hatte mir Norwegisch beigebracht, und darum wollte ich es mit ihr immer benutzen, wenn es gerade ging. Es machte mich stolz, in ihrer Sprache mit ihr reden zu können. Ich sah, dass sie wohl gerade an einer Art Power-Point-Präsentation über die Gewässer Norwegens arbeitete. Lange zusehen konnte ich ihr leider nicht, weil sie das Gerät nach zwei, drei Minuten zusammen klappte und sich zu mir drehte, um mir die Mütze abzunehmen und mit der Hand durch mein Haar zu wuscheln. Eigentlich mochte ich es nicht, wenn Mama oder jemand anders das tat, aber Curry war eine Ausnahme. Das hochgewachsene, blonde Mädchen mit den schwarzen Piercings am linken Ohr und der Nase war mit ziemlicher Sicherheit die coolste Person des gesamten Planeten, oder zumindest seiner Landmassen, und obendrein noch meine Schwester. Ihr ganzer linker Arm war mit einer düsteren, punkigen Version von Arielle der Meerjungfrau tätowiert, und auf den Fingern ihrer rechten Hand stand in einzelnen Buchstaben das Wort O C E A N. Definitiv. Die Allercoolste.

“Erzähl, was so los war. Siehst erschöpft aus.”

Meine Schwester war meine beste (und einzige) Freundin und Seelenklemptnerin zugleich, aber sie machte es auf so ungezwungene Art und Weise, dass ich immer das Gefühl hatte, mich bei ihr auslassen zu können. Ich zuckte mit den Schultern und nahm meine große, runde Brille ab.

“... Nich’ viel. Langweiliger Tag. Aber die Schminktisch-Motten haben genervt...”

“Ah.” Curry nickte und ein dünnes Lächeln schlich sich auf ihre Lippen, während sie auf mich herab sah, “du weißt, dass ich Edda und ihre kleinen Kobolde windelweich prügeln würde, wenn du mich lassen würdest, ja?”

Ihre Stimme klang ernst, da war kein hörbarer Scherz, und das machte es umso lustiger. Ich antwortete nicht, aber ich lächelte sie lange an, bis auch Curry aufgab und zurück grinste.

“Nein, würdest du nicht. Du bist zu cool für Gewalt.”

“*Hach*, Leider!” Seufzte sie und ließ sich aufs Sofa zurückfallen. “Aber selbst mit Worten könnte ich sie für dich vernichten. Eigentlich hast du das aber gar nicht nötig, oder Nomi?”

Ich sah auf meine Knie und antwortete wieder nicht, Curry richtete sich auf und nahm meine Hände in ihre.

“Es ist okay, wenn du dich nicht wehrst, sondern sie einfach ignorierst, wirklich. Ich bin gegen das Töten von Tieren, selbst wenn es nur Schmeißfliegen sind. Aber wenn du sie nicht irgendwann aus deinem Dunstkreis verscheuchst, tu ich es.”

Das Lächeln meiner Schwester war das Schönste, Stärkste und Motivierendste, das ich mir nur vorstellen konnte. Sie meinte das diesmal glaube ich wirklich ernst, sagte es aber vor allem, um mich dazu zu bringen, selbst den Mund aufzumachen. Ich ging Konflikten wo es nur ging aus dem Weg, und so hatte ich nie etwas gegen die Mädchen, meine zahlreichen Mitschüler oder auch die Lehrer getan, die mich seit fast zwei Jahren mobbten, ignorierten und mir anderweitig das Leben schwer machten. Curry wusste nur von Edda und ihrer Gang, den Rest hatte ich unter großer Mühe vor ihr geheim gehalten, um sie nicht noch mehr mit Sorgen zu plagen. Warum es mir so erging? Einzige Asiatin der ganzen Schule, und dann auch noch eine Mutantin. Ich hatte von Geburt an einen Gendefekt und darum dunkelgrüne Augen trotz meinem rein-japanischen Blut. Ich war so anders als die Menschen hier wie es nur ging, und das machte ihnen Angst, diesen armen, kleinen Äffchen. Als sie damals anfangen mich aussetzig zu behandeln reagierte ich im Gegenzug mit Eitelkeit und Kälte, was der Sache nicht direkt half. Aber Curry sprach mir fast täglich Mut zu, etwas dagegen zu unternehmen, durch mein soziales Desinteresse bisher leider ohne Erfolg... in Japan damals war ich... immer von meinen zahlreichen

Freundinnen umgeben, und zusammen waren wir stark Whales, aber hier... war ich ganz allein und konnte mich nicht durchsetzen. Aber wollte ich das überhaupt?

“Mal sehen...” murmelte ich vor mich hin ohne sie anzusehen. Ich hätte wissen sollen, dass sie sich das nicht gefallen ließ - sie nahm mein Kinn mit der rechten Hand und drehte mein Gesicht sanft zu ihrem.

“*Mal sehen* ist in vierzig Jahren, wenn du alt und voller Falten bist, Schwester. Ich meine, du kannst Edda dann immer noch in den wahrscheinlich plastischen Arsch treten, aber ob sie das auch spürt, ist so eine Frage...”

Ich kicherte, kicherte wie ein kleines Küken und setzte meine Brille wieder auf.

“Wäre ich so unendlich cool wie du, würde ich den Boden mit denen aufwischen...” säuselte ich, woraufhin Curry mich losließ und mir mit dem Finger gegen den Kopf schnippte, ich zuckte zurück ins Sofa und hielt mir die schmerzende Stirn.

“Ja, ich bin schon ziemlich cool”, zuckte sie mit den Schultern, “aber du bist die coole *und* wunderschöne Version von mir, ich würde dich sofort in einem Blutritual verbrennen, wenn es mir deine krassen, schwarzen Haare einbringen würde.”

Ich spürte, wie mein ganzes Gesicht glühte. Und natürlich ließ sich meine sadistische Schwester die Gelegenheit nicht entgehen.

“Awww, na guck mal wem da gerade das Blut ins süße Köpfchen schießt!” Lachte Curry und stupste mich mit ihrem Fuß an, ich grinste und bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen, konnte nur ein halbherziges “*Ach lass mich...*” hervorbringen.

“Einen Scheiß werd ich!” kicherte meine Schwester und stürzte sich auf mich, zog meine Hände vom Gesicht und küsste mich auf die Stirn, lachend kampelten wir uns für ein paar Sekunden miteinander, ehe wir uns schwer atmend auf dem selben Sofa in die Lehne fallen ließen. Curry hatte es wieder geschafft, mich mit ihrem magischen Charme aufzumuntern. Ich sah zu ihr herüber und murmelte ein ehrliches “Danke”.

“Hm?”, schmunzelte sie und hielt mir ihre Faust hin, so dass ich mit meiner zustieß. Ich liebte meine Schwester über alles auf der Welt. Viel Familie besaß ich vielleicht nicht im Leben, aber die wenige war ganz große Klasse. Als wir uns wieder etwas beruhigt hatten, zeigte ich auf ihren Laptop.

“Was hast du gemacht? Vortrag für die Arbeit?”

“Exakt so ist es, meine unverschämt-schlaue und aufmerksame Assistentin.” Curry richtete sich auf und streckte ihre Arme durch, sicherlich verspannt von stundenlanger PC-Arbeit. “Morgen geht es darum, vom Vorstand die Genehmigung für ein paar weitere Drohnen und Kameras zu bekommen. Du weißt schon, für den Norden der Küstengebiete. Teure kleine Bastarde, aber machen unsere Arbeit deutlich angenehmer.”

Der Laptop wanderte fast wie von selbst wieder auf ihren Schoß und Curry begann erneut, etwas in ihre Planung zu tippen.

“Tut mir leid, Nomi, aber ich glaube das dauert noch ein wenig. Hast du jetzt was vor?”

Ich erlöste meine fürsorgliche Schwester und erhob mich vom Sofa, um hoch in mein Zimmer zu gehen: “Ja, ich hol Sebastian und dann geh ich zum Hafen. Heute ist sein großer Tag.”

“Awesome.” gab Curry zurück ohne von der Arbeit aufzusehen. “Ich wünsch dir viel Spaß. Erzähl mir beim Abendessen, wie es war, ja?”

“Alles klar.”

Und damit folgte ich der Wendeltreppe in den zweiten Stock, wo vor allem Currys und mein Zimmer waren. Auch jetzt, zwei Jahre nachdem Mama mit mir für die Liebe nach Norwegen umgezogen war, hatte meine Stiefschwester mir noch nicht verraten, warum alle ihre Freunde sie Curry nannten. Ihr richtiger Name war auch schön, aber ich wollte zu ihrem inneren Kreis gehören, also fing ich damals auch damit an. Es machte mich unheimlich stolz, dass sie mich daraufhin Nomi statt Nozomi nannte. Mit ihren zwanzig Jahren war sie schon Meeresbiologin... logisch, dass zu Coolness auch Intelligenz gehörte. Und während ich nur eine Leseratte und Computermäus war, die alles über das Meer und seine Bewohner wissen wollte, hatte Curry das gleich zu ihrem Beruf gemacht. Eines Tages würde ich in ihre Fußstapfen treten und mit ihr die Wunder der Tiefsee ergründen. In meinem Zimmer angekommen ging ich schnurstracks an vier oder fünf Aquarien vorbei zu Sebastian, meiner Krabbe, die ich heute am Hafen freilassen würde. Ich nutzte mein Taschengeld seit etwa einem Jahr, um mir aus der zum Glück ziemlich großen Zoohandlung Skabórgs, die natürlich vor allem mit Meerestieren ausgestattet war, jede Woche ein anderes davon nach Hause zu holen, für eine Weile zu beobachten, zu zeichnen, zu studieren, und es dann im Hafen frei zu lassen. Curry hatte mal erzählt, dass das ihr Hobby als Kind war, und dass sie so auf ihren Berufswunsch kam, und weil sie eh in jeder Hinsicht mein Idol war, hatte ich das auch gleich übernommen. Ich schnappte mir den Wasserbehälter, klemmte ihn unter meinen Arm und sprintete aus dem Zimmer, die Treppen hinunter.

“Bis später!”, rief ich Curry beim Absteigen zu, sie hob abermals die rechte Hand zum Winken und widmete sich dann wieder ihrem Werk. Im Flur nahm ich noch meine Tasche, schlüpfte in meine Schuhe und dann war ich auch schon weg. Das wäre das Highlight meines Tages. Das, worauf ich mich jeden Tag in der Schule freute, und was ich fast das ganze Wochenende tat - In meiner abgeschiedenen Ecke am Hafen sitzen, das Meer und seine Lebewesen beobachten, die salzige Brise einatmen und zeichnen. Schreiben. Lesen.

Ein Vergnügen, für das man keine schwitzenden Affen brauchte und das viel beständiger war als eine Seifenblase oder ein Wellenschlag.

-----

Ich bemerkte kaum, wie erst zwei, dann drei Stunden vergangen waren, während ich in meiner Ecke saß und Sebastian dabei beobachtete, wie er im flachen Wasser am Bordsteinbecken spielte, durch einen Faden an meinen Arm gebunden. Die Sonne versank so langsam im Meer, und der Himmel erinnerte mich im Gegensatz zum blauen Ozean mit seinem intensiven, orangeroten Ton an den Blutorangensaft, den Curry so mochte und wie Wasser trank. Normalerweise könnte man denken, der Himmel sei blau weil sich das Meer darin spiegelte, aber abends verflog diese Illusion. Ich zeichnete Sebastian aus mehreren Winkeln und sah ihm dabei zu, wie er kleine Steinchen und einen Kronkorken mit seinen Klauen inspizierte, immer wieder vom sanften Wellengang durchgeschüttelt. Der Klang des Wassers am Hafen... es gab keine erfüllendere Entspannung für mich. Diese Ecke lag weit ab des restlichen Trubels, sodass man hier überhaupt nur hinkam, wenn man über einen schmalen Bordsteinrand an einer großen Lagerhalle vorbeibalancierte. Für andere sah sie vermutlich nur aus wie eine gewöhnliche Treppe, die zum Wasser hinführte, aber für mich war es ein sicherer Hafen. Eine Zuflucht vor allen Eddas und Gustavs dieser Welt, allem was auch nur entfernt an Menschen erinnerte, für die ich eine Mutantin war. Ein Ort, an dem ich meine Einsamkeit für einen Moment vergessen, und eins mit dem Ozean und seinen Bewohnern sein durfte. Manchmal fanden kleine Meerestiere oder sogar Fische ihren Weg in die Nähe der Treppen, und dann redete ich mit ihnen, genau wie ich mit Sebastian und meinen anderen Forschungsexemplaren sprach. Sie antworteten zwar nicht, aber wenigstens gaben sie mir das Gefühl, dass jemand zuhörte. Ich legte meinen Block und Bleistift für einen Moment beiseite, warf meine blaue Wollmütze zu meiner Tasche und lehnte meinen Kopf an die gelbe Steinmauer hinter mir. Meine Augenlider senkend atmete ich tief ein.

Im... und um das Meer herum war man nie einsam. Hier war man immer umgeben von mindestens einigen hunderttausend Lebewesen, wenn nicht millionen. Der Gedanke beunruhigte manche vielleicht, wenn sie allein auf offener See waren. Für mich gab es nichts Tröstlicheres. Sobald Curry sich ein Boot leisten konnte, würde sie mich jedes Wochenende mit aus Meers hinaus nehmen. An dieses Versprechen erinnerte ich mich immer dann, wenn ich traurig war. Wenn ich an meine Kindheit in

Tokio dachte. So würde ich dem Meer und seinen Geheimnissen noch näher sein können. Und irgendwann daran mitarbeiten, sie alle zu entschlüsseln. Vielleicht war dieser Traum auch nur eine Seifenblase, aber ich gab mir viel Mühe, weiter zu pusten. Noch einige Momente genoss ich einfach nur das leise Rauschen der Wellen und Sebastians neugieriges Geklacker, ehe ich meine Augen wieder öffnete. Rote, abendliche Dunkelheit. Es war wirklich spät geworden. Zeit, Abschied zu nehmen. Vorsichtig zog ich meinen roten Krebs wieder hoch zu mir auf die oberste Stufe, nahm ihn in beide Hände und löste den Faden von seinem Körper. Seine dünnen, schwarzen Augen sahen mich an und ich hätte gern geglaubt, dass darin Traurigkeit lag.

“Also dann, ab jetzt bist du frei, Kumpel”, sagte ich zu ihm. Eine Reaktion blieb aus. “Danke, dass du mir drei Tage Modell gestanden hast. War eine schöne Zeit mit dir. Ich werd dich vermissen.” Er zwickte mir mit der rechten Klaue in die Hand, und ich feixte. Da hatte ich doch meine Reaktion. Ich gab meinem kleinen Krebs einen Kuss auf den Panzer, wie ich es bei allen Tieren tat die ich freiließ, und bemerkte kurz nachdem ich meine Augen wieder öffnete ein orangenes Funkeln direkt vor mir. Im Wasser. Mein Kopf zuckte zurück und ich sah nochmal genau hin, aber da war nichts. Hatte ich mir das nur eingebildet? Die Meeresoberfläche glitzerte, aber sicher nicht orange.

“Andererseits...”, erst sah ich zum Himmel, dann mit erschöpftem Lächeln zu Sebastian, der nichts mitbekommen hatte, “sieht der Himmel gerade aus wie Blutorangensaft, und es ist spät...” ich schüttelte den Kopf, setzte mich auf meine Knie und beugte mich nach vorne, um meine Krabbe ins Wasser zu entlassen. Sebastian sprang leichtherzig von meiner Hand und verschwand schnell in der undurchdringlichen Tiefe des Meeres, ohne auch nur mal zum Abschied zu winken. “Der freche Kerl...” sagte ich zu mir selbst und lächelte. Ich war recht schnell darin, Beziehungen zu Meeresbewohnern aufzubauen. Vielleicht, weil sie so harmlos und friedlich erschienen, wenn sie einen nicht gerade vernaschen wollten... ich wurde aus meinen Gedanken gerissen, als es irgendwo vor mir aufblitzte. Da war es wieder. Das orangene Schimmern. Ich hatte es mir nicht eingebildet. Vorsichtig stützte ich mich mit den Händen am Beckenrand ab und senkte mein Gesicht weiter nach vorne zum Wasser, aber es war zu dunkel. Dann... von einem Moment auf den anderen, fing das Wasser unter der Oberfläche an, durcheinander zu wirbeln. Erst jetzt bemerkte ich, dass da weit und breit kein Lebewesen mehr war, keine Fische, kein Sebastian, stattdessen drehte sich das blau unter der Oberfläche immer schneller um sich selbst, schwang nach links und rechts als hätte es eine feste Form, und dann hörte es auf. Ich zwinkerte ein paar mal erschrocken, aber da war nur Wasser, das sich nicht bewegte. Wasser, das sich gar nicht mehr bewegte... was? Es ging zu schnell, ich konnte weder reagieren noch zurückspringen, viel mehr warf es mich in einem Purzelbaum an die Wand hinter mir.

“Auuu...” mein Kopf war gegen den Stein geknallt, ich lag ungemütlich verrenkt mit den Beinen nach oben, aber was ich sah war noch ungemütlicher. Um mich herum

schwebten kleine, glänzende... *Kristalle?* in der Luft. Sie bewegten sich, weil es gar keine Kristalle waren, sondern Wassertropfen. Sie gaben leise, rhythmische Glitzergeräusche von sich. Ich sank zu Boden und schaffte es wenigstens auf meine Knie zu kommen, aber ich war ja eh nicht wach. Von so lebhaften Träumen hatte ich zwar schon gehört... das hieß dann wohl, ich musste meiner Krabbe nochmal lebewohl sage-

Die Tropfen schossen plötzlich auf mich zu und rissen mich wie eine gewaltige Hand ins Wasser. Ich wusste nicht, was hier passierte. Ich war eindeutig am Ertrinken und wurde wie ein nasser Sack hilflos in die Tiefe gezogen, nach unten, in die Dunkelheit. Ich zuckte, versuchte mich aus dem Sog zu befreien, schlug und trat um mich, aber das Licht der Oberfläche wurde immer unklarer, und das Wasser um mich herum schwärzer. Panik kroch in mir hoch, denn so sehr ich das Meer auch liebte, so sehr Wasser meine Stärke war, war es auch meine größte Schwäche, jetzt rächte es sich, dass ich in Japan noch wasserscheu war wie eine Katze und hier nie am Schwimmunterricht teilgenommen hatte, um nicht mit den anderen Mädchen Duschen zu müssen. Ich wusste nicht, wie lange ich meine Luft noch anhalten konnte, und ob ich es überhaupt wieder nach oben schaffen würde. Meine Sachen waren schwer, meine Augen brannten und alles um mich herum drehte sich schneller und schneller, meine Lungen schmerzten und ich wusste, ich würde jeden Moment das Bewusstsein verlieren. Alte Bilder drängten sich in meinen Kopf, der Geruch von Chlor, und Geschrei... Curry's Gesicht kam mir vor die Augen. Sie würde schrecklich weinen und sich selbst die ganze Schuld dafür geben. Mama und Papa würden zusammenbrechen, sich lange anschreien und meiner Schwester sagen, dass sie recht behielten wenn sie mich gewarnt hatten, nicht so nah ans Wasser zu gehen. Aber vor allem dachte ich an die Aquarien in meinem Zimmer. Was würde jetzt aus ihnen werden? Ich öffnete meinen Mund, Wasser strömte hinein, füllte meine Lungen, ich spürte den Druck in meinen Ohren und meiner Brust und verabschiedete mich.

Dann wurde es still. Ich öffnete die Augen, langsam, zögerlich. Und schwebte... nein, schwamm... irgendwo, tief, tief im Ozean. In meinem Körper war kein Wasser. Doch um meinen Kopf... war Luft. Und die glänzenden Tropfen, die mich gerade noch entführt hatten, tanzten in einer Wellenbewegung um mich herum. Dann sah ich sie. Genau wie der flüchtige, aber faszinierende Anblick einer in allen Farben des Regenbogens glänzenden Seifenblase erschien sie mir wie etwas, das ich mir einprägen musste, das ich nie vergessen durfte, bevor es für immer zerplatzen und niemals wiederkommen würde. Ihre Flosse war, genau wie ihre Arme, Hände und ihre hüftlangen, welligen Haare von einem tiefen, mehrere Töne umfassenden blau, von dem die Helligkeit und Musterung sich dauernd veränderte wie die Oberfläche des Ozeans. Darauf waren ganz viele kleine, sich langsam bewegende Leuchtpunkte, was ihren Körper aussehen ließ wie einen nächtlichen Sternenhimmel. Ihre Haut schimmerte in einem blassen, bläulichen grau, über ihre

Brüste zogen sich dunkelrote Schuppen, von der selben Farbe wie ihre fischlossenartigen Ohren. Oben aus ihrer Schwanzflosse zog sich eine ebenso rote Linie in hieroglyphen-ähnlichen Mustern bis zu ihrer Brust, und von da weiter zu ihrem Gesicht, wo sie ihre Augen außen umrandeten und sich auf der Stirn als dreifacher Wirbel unter einer Linie trafen.

Ihre Augen... sahen mich an. Ihre glühende, orangene Iris, die schwarzen Pupillen und die tiefschwarzen Augäpfel... bohrten sich förmlich in mich.

Ich fühlte mich wie in einer Seifenblase, die jeden Moment zerplatzen würde.

Und das war meine erste Begegnung mit Oceania.